

Zu Louis Begleys Romanen

„Auf der Suche nach dem guten Leben“

Michael Braun

Es kommt selten vor, dass ein „Mann von fünfzig Jahren“, Anwalt im Hauptberuf, zur Feder greift, um seinen ersten Roman zu schreiben, und damit gleich zu einem erfolgreichen und bedeutenden Schriftsteller wird. Louis Begley ist dies 1991 mit dem Roman *Wartime lies (Lügen in Zeiten des Krieges)* gelungen.

Das Buch, die Überlebensgeschichte eines jüdischen Kindes in Polen zur Zeit des Nationalsozialismus, wurde von der *New York Times* als eines der zehn besten Bücher des Jahres empfohlen und mit amerikanischen und europäischen Preisen ausgezeichnet, zuletzt in Weimar mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Geboren wurde Louis Begley unter dem Namen Ludwik Begleiter als einziges Kind polnisch-jüdischer Eltern am 6. Oktober 1933 in der ostgalizischen Provinzstadt Stryj, die zwischen den Weltkriegen polnisch war und heute zur Ukraine gehört. Im Sommer 1941 besetzten deutsche Truppen das von der Roten Armee geräumte Land. Im Schlagschatten der Wehrmacht rückten Einsatztruppen der Sicherheitspolizei nach. Mithilfe ukrainischer Milizen wurden die Juden aus ihren Wohnungen getrieben, in provisorische Ghettos gepfercht, in Vernichtungslager deportiert oder in nahe gelegenen

Wäldern erschossen. „Weihnachten 1941 war T. judenrein“, heißt es im Roman. Louis Begley floh mit seiner Mutter, getarnt als polnische Katholiken, von Versteck zu Versteck, bis sie Ende 1944 in Masowien, einer primitiven ländlichen Umgebung, wo es weder Strom noch Rundfunk gab, Zuflucht fanden. Es war eine lange Zeit der Demütigungen, der Verstellung und der Angst, entdeckt, erpresst und den nationalsozialistischen Besatzern ausgeliefert zu werden. Als der Krieg zu Ende war, wanderte Louis Begley Anfang März 1947 mit seinen Eltern in die Vereinigten Staaten aus.

Roman und Biografie

In den USA setzte Begley alles daran, sich in einen „Amerikaner mit dem Grundrecht auf Leben“ zu verwandeln. Ein erster Schritt war die Anglisierung der Namen durch die Eltern: Ludwik Begleiter wurde zu Louis Begley. Er besuchte die Elite-Universität Harvard, studierte englische Literatur und machte 1954, zusammen mit John Updike, als Jahrgangsbester das Examen. Während seines Militärdienstes war Begley auch in Deutschland stationiert. Der von Deutschen Verfolgte und beinahe ums Leben Gebrachte sah sich zunächst in der Rolle des

militärischen Besatzers und Beschützers, voller Neugier, aber auch mit Bitterkeit, weil er begriff, dass „es Vergeltung weder geben würde noch geben könne, denn das Geschehene wäre auf keinen Fall wieder gutzumachen“.

Nach einem Jurastudium, wiederum in Harvard, machte Begley Karriere als Rechtsanwalt. Im Jahre 1959 trat er in die New Yorker Anwaltskanzlei „Debevoise, Plimpton & McLean“ (heute: „Debevoise & Plimpton“) ein, die ihren Sitz in der Wall Street hat. Seit 1968 ist er als Fachmann für internationales Vertragsrecht Sozius der weltweit tätigen Traditionskanzlei. Zum Schriftsteller wurde Begley erst spät, 1989, als er sich für vier Monate aus der Kanzlei zurückzog, um sein erstes Buch zu schreiben. Mit *Wartime lies* gelang Louis Begley auf Anhieb der Sprung in die erste Reihe der amerikanischen Literatur. „Begley schreibt einen gedämpften Stil, wie betäubt, als ob ihm die Wörter in der Kehle stecken bleiben“, hieß es in der *New York Review of Books*; und der *Boston Globe* hob hervor, Begley erfasse den „unzweideutigen Schrecken“ jener Jahre mit einer „quälend sachlichen Prosa“, die sich in das Gedächtnis einätze wie eine steinerne Inschrift.

Mit den Augen eines Kindes

Wartime lies gehört zu den Kronzeugenbüchern der Holocaust-Literatur. Durch den Untertitel „Roman“ unterscheidet es sich aber von den Lebensbeichten, wie sie Jorge Semprun, Imre Kertész oder Ruth Klüger geschrieben haben. Begley hat immer wieder betont, dass die geschilderten Ereignisse nicht völlig mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Das liegt zum einen an der erzählerischen Perspektive. Begley erzählt mit den Augen eines Kindes: „Ein Kind, das den

Krieg im selben Alter wie ich erlebt hat, konnte diesen Stoff, das unabdingbare Rohmaterial und einzige Kapital des Schriftstellers, nur in einer begrenzten Menge ansammeln, die zur Erschaffung einer ganzen Welt von Romanen längst nicht ausreicht.“ Fiktion heißt aber andererseits von alters her Erfindung, ja Lüge. So ist Macieks Erziehung zum Überleben durch Lügen eine „Vorschule dichterischer Erfindungskraft“, wie Christa Krüger schreibt, die sämtliche Romane Begleys kongenial ins Deutsche übertragen hat. Die Kindheit des Helden muss erfunden werden, um die Unerträglichkeit dessen, was geschah, zu überwinden und dem Gedächtnis einen Weg zum Ausdruck zu bahnen. „Ich habe mit der Stimme des beobachtenden Maciek versucht, Schicht für Schicht totale Unmenschlichkeit, das Grausen, den Horror mit einem konstanten Erzählten in Sprache umzusetzen“, sagte Begley 1994 in einem Interview mit der *Jüdischen Allgemeinen Wochenzeitung*.

„Lügen in Zeiten des Krieges“

Maciek wird, wie Begley, 1933, „ein paar Monate nach dem Reichstagsbrand“, in einer polnischen Kleinstadt geboren. Der Vater ist Arzt und wird beim Rückzug der Roten Armee zwangsrekrutiert. Nachdem die Mutter im Kindbett stirbt, nimmt sich ihre unverheiratete Schwester Tania des Jungen an und schleust ihn mit einem schier unerschöpflichen Vorrat an Leben rettenden Ideen durch Kellerverstecke und Ruinen. Tania, deren biografisches Vorbild die Mutter ist, der Begley seinen Roman gewidmet hat, ist eine „richtige Kleinstadt-Esther“, die wie ihr biblisches Vorbild einen Juden, stellvertretend für ein ganzes Volk, vor Pogromen und Deportationen bewahrt. Begley, der die Formel nicht scheut, wenn sie nur einprägsam

„Auf der Suche nach dem guten Leben“

und treffend genug ist, nennt das: „Tania und Maciek allein gegen die Welt.“

Doch das Überleben hat seinen Preis. Die schützende Identität als katholische Polen, die sich die Flüchtenden mit gefälschten „arischen Papieren“, mit Taufzeugnissen und anderen Dokumenten erkaufen, konnte jederzeit durch das „Kainsmal“ der Beschneidung *ad absurdum* geführt werden. So offenbart die Lüge in Zeiten des Krieges ihr Janusgesicht. In einer Welt des Verrats, einer Welt, deren „Fundamente“ von „Hinterlist und Gemeinheit“, einer „Unmenge Verrätereien und Erniedrigungen“ zerfressen sind (Andrzej Szczypiorski), triumphiert sie zwar über den Tod. Die Erziehung zur Lüge aber zerstört das Urvertrauen des Kindes. Maciek bleibt sich fremd, seine Selbstkritik schlägt am Ende in Selbsthass um. Damit stellt der Erzähler seine eigene Dramaturgie infrage. Zutreffend sagte Christoph Stölzl in seiner Weimarer Laudatio auf Louis Begley: „Die Erfahrung der Demütigung, aber auch der Selbsterniedrigung um des Überlebens willen quälen das literarische Alter ego Begleys [...] wie eine unheilbare Krankheit.“

Virtuose des Ungesagten

Begley ist ein Virtuose des Ungesagten; der tiefere Sinn, das ganze Ausmaß des Schreckens, um den wir aus der Geschichte wissen, bleibt beinahe ausgeblendet, aber doch nur beinahe: Mit den Mitteln des Mythos und der Literatur – zitiert wird aus Dantes Inferno und aus Catulls Epigrammen – wird versucht, das Unerklärliche zu erklären, ohne den unheilbaren Bruch zu verdecken, den Auschwitz in der Geschichte der Menschheit bedeutet. Der Autor erweist sich als Meister der indirekten Aussage und der leisen Anspielung. Zu den Lügen in Zei-

ten des Krieges gehört der souveräne Umgang mit Ellipsen: „Überraschend und ganz unverständlich sagte Vater die Kreuzfahrt im Mittelmeer ab, die er mit Tania und mir im Sommer hatte unternehmen wollen. Er sagte, die Zeit sei nicht danach, sich so weit von zu Hause zu entfernen.“ Dieser Satz fällt im März 1938, nach dem Anschluss Österreichs. Kurz darauf, nach dem Einmarsch der Deutschen, wird wieder zwischen katholischen und jüdischen Polen unterschieden, die polnische Bevölkerung beteiligt sich an den Pogromen, das Haus der Familie wird zum Gestapo-Hauptquartier, Großeltern, Vater und Tante trennen sich, um die Überlebenschancen zu erhöhen.

Romane der guten Gesellschaft

Von dem Pandämonium der Judenverfolgung im besetzten Polen zur Luxuswelt der New Yorker Gesellschaftselite: Größer könnte der Gegensatz nicht sein, der sich zur Verwunderung vieler Leser zwischen Begleys erstem Roman und den vier Romanen, die innerhalb des nächsten Jahrzehnts folgten, öffnete. Doch obwohl Gegenstand, Milieu und Schauplatz wechseln, sind die Themen und Leitmotive gleich geblieben. Auch in Begleys Romanen aus der guten Gesellschaft geht es nach den Worten des Autors um den „Versuch, die eigene Identität zu finden und zu begreifen, um die Beziehung zwischen Eltern und Kindern, die Gleichgültigkeit oder gar Grausamkeit zwischen Menschen, um Eros, der die Axt ist für das gefrorene Meer in uns, und das Näherkommen des Todes“.

Begleys Figuren sind Banker und Broker, Anwälte und Architekten, gelegentlich auch Schriftsteller, die in ihrem Beruf reüssieren, doch beim Bilanzieren der eigenen Herzensaffären kläglich versagen. Die

Kunst, „mit Erfolg und zu ihrem Besten“ anderen etwas vorzuspiegeln, gehört zu ihrem Leben. Letztlich verbirgt sich dahinter das Grundthema des ersten Romans: Es ist die jüdische Vergangenheit, es ist der Holocaust, den die Überlebenden zeitweise verdrängen, aber niemals ganz aus der Erinnerung verschwinden lassen können.

„Der Mann, der zu spät kam“

Begleys zweiter Roman, *The Man Who Was Late* (1992), der spät auch in Deutschland erschien (1996), erzählt die Geschichte des „jüdischen Flüchtlings“ Ben, der spät nach Amerika kommt, zu spät, um sich von alten Bindungen zu lösen, zu spät, um neue einzugehen. Immer, „wenn lebenswichtige Entscheidungen auf dem Spiel standen“, verpasst er den Anschluss. Sein Weg zum Reichtum ist ein „Schnellkurs zum Erlernen guten Lebens“, sein Leben gleicht einem „Zickzackkurs“ zwischen Visionen „von unglaublichen neuen Möglichkeiten eines durchsonnten Glücks“ und „Misstrauen gegen die eigene Person, manchmal Selbsthass“. Auch die *Amour fou* mit der verheirateten Véronique, die er in Paris kennen lernt, steht im Zeichen eines tragischen Zuspät. Ihren unbedingten Willen, sich von Mann und Kind zu trennen, nimmt Ben nicht an. Stattdessen flüchtet er in zahllose Affären und reist in die Metropolen der Welt, wo er in Telefonbüchern nach jüdischen Namen blättert.

Ein signifikantes Symbol: Das „Sorgenkind“ Maciek kann, der „Selfmademan“ Ben will seine jüdische Identität nicht akzeptieren, obwohl beide immer wieder darauf zurückgeworfen werden. Bens Lebenslüge besteht in dem Verdrängen „geeigneter Erinnerungsorte“. Alle „Erinnerungen sind unaussprechlich oder ausgelöscht“, die mittel-

europäische Herkunft ist fast perfekt kaschiert, seine Kindheit bleibt hinter einem „bronzenen Tor“ verschlossen: „Das große Lager, in dem alle Scham und Verletzlichkeit seines Lebens aufbewahrt waren, sollte verriegelt sein: ein privates Kuriositätenkabinett, dessen erniedrigte, verschmähte Laren und Penaten nur ein einziger Besucher anstarren würde – er selbst. Nur Neuerwerbungen und kunstvolle Fälschungen würden ausgestellt werden.“

„Wie Max es sah“

Dass Louis Begley an der Welt des „bargeldlosen Wohlergehens“ vor allem das Doppelbödige und Abgründige interessiert, zeigt auch sein dritter Roman *As Max Saw It* (1994), der 1995 in deutscher Sprache erschien. Wiederum führt das Geschehen an einen Ort der *Hautevolee*: „La Rumorosa hieß die Joyce-Villa auf der Landzunge bei Bellagio, dort, wo der Comer See sich in zwei lange Zipfel teilt, die aussehen wie Harlekinshosen, blau und grün, goldgesprenkelt und glitzernd; sie war eine jener Stätten, an denen sich irgendwann früher oder später jeder einmal eine Weile aufhielt.“

Doch keine bunte *Commedia dell'Arte* nimmt hier ihren Anfang, sondern eine tragische Liebesgeschichte, die ähnlich wie der Roman *Paulina 1880* (1925) von Pierre Jean Jouve in eine elegant-morbide Welt führt, wo jeder nur damit beschäftigt ist, seine „trägen Reize zu erhalten“. Louis Begley, der eine Fülle von literarischen Anspielungen in seinen Werken zu verbergen weiß, schätzt Jouve als einen Autor, der ihm die Augen für besondere Formen der Wahrnehmung geöffnet hat.

Der sprechende Titel *Wie Max es sah* ist erzählerisches Programm: Max beobachtet das Treiben der guten Gesellschaft aus der

„Auf der Suche nach dem guten Leben“

Rolle eines zufälligen Gastes, bevor er zu ihrem Mitspieler wird. Das Geschöpf, dessen „atemberaubender, vollkommener Schönheit“ er schon bei der ersten Begegnung in der Joyce-Villa am Comer See erliegt, entpuppt sich als ein aidskranker Jüngling, der dazu verurteilt ist, einen langsamen und grausamen Tod zu sterben – einen Tod zudem, dessen Name nirgends im Text genannt wird. Auch dieses Schweigen ist viel sagend, ein Zeichen dafür, wie sehr sich Tobys Liebhaber und Freunde gegen den schleichenden Verfall des Körpers zu immunisieren suchen, der sie doch selbst befällt, wenn auch in der andersartigen, nicht minder schonungslosen „Physiologie des Alterns“: „Die Augen blutunterlaufen, das rechte trieft unangenehm. Unter diesen Augen [...] runzlige braune Säcke, faltig wie ein Skrotum, übersät mit kleinen Warzen. Die Stirn für immer gefurcht. Priap hat Mars von seinem Platz verdrängt.“

Wie Max es sah ist aber mehr als ein Lehrstück über die Sterblichkeit des Schönen, mehr als ein modernes *Memento mori*; es ist ein Roman über den „Tod der Liebe“, der mit der Frage endet, ob die „Lebenden besser dran sind als die Toten“.

„Mistlers Exit“

Um die kreatürliche Angst vor dem Tod und die Frage nach der Möglichkeit eines menschenwürdigen Sterbens geht es auch in *Mistlers Exit*, Begleys jüngstem Roman, der 1998 in englischer Sprache, im Jahr darauf in deutscher Übersetzung (*Mistlers Abschied*) erschien. Als Mistler von seinem tödlichen Leberkrebs erfährt, flieht er nach Venedig. Vor der morbiden Kulisse der Lagunenstadt wird das Sterben des reichen Mannes nach allen Regeln jener Kunst inszeniert, mit der es Thomas Manns Novelle *Tod*

in *Venedig* (1912) zum *Locus classicus* der modernen Dekadenzdichtung gebracht hat.

Doch Begleys Roman handelt nicht von der pflichtvergessenen Knabenliebe eines überanstrengten Nationaldichters. *Mistlers Abschied* ist vielmehr das „Porträt eines Connaisseurs und unsympathischen Machtmenschen“ (Stölzl), der in Venedig einen Moment absoluter Freiheit sucht, bevor das „ganze Geschäft des Sterbens“ beginnt. Erst „nach verzweifelter Gegenwehr“ vermag der Tod, jene große Gegenmacht von Liebe und Eros, die Oberhand zu gewinnen. In dieser Hinsicht sind Begleys Geschichten so weit ins Diesseits vorausgetrieben, dass sie schon wieder das Jenseits berühren.

Die Frage, ob es neben den Vergnügungen des Leibes einen höheren Sinn gibt, ist ständig präsent. So wird Begley zum verdeckten Ermittler unserer Lebensweise.

„Schmidt“

Begleys vierter Roman *About Schmidt* (1996) ist auf den ersten Blick eine harmlose Familiengeschichte im New Yorker Juristenmilieu. Aber Stück für Stück bröckeln bei dem Versuch des verwitweten Wirtschaftsanwaltes Albert Schmidt, sich in einen würdigen Ruhestand zu verabschieden und die Hochzeit seiner Tochter mit einem jüdischen Kollegen vorzubereiten, die Fassaden seiner Scheinsicherheiten ab. Als Ursache seines auf träge Vorurteile reduzierten Antisemitismus erweisen sich Verlustängste, die tief in die Kindheit zurückreichen. Schmidt büßt für die Sünden der Väter. Seine Eltern waren wohlhabend, lebten aber „karg wie in einem Dickens-Roman“. Der Vater hielt ihn dazu an, minutiös über den täglichen Arbeitsablauf Buch zu führen, die Mutter schleppte sich noch vom

Krankenbett in die Geschäfte, um möglichst billige Waren zu ergattern.

Der Tod erscheint diesmal nicht in der Maske bedrohlicher Krankheiten, sondern in Gestalt von Immobilienrechnungen und Aktienkursen. Ein komfortables Landhaus steht zwischen Tochter und Vater, der sich eher um den Stand seiner internationalen Aktienfonds sorgt als ein paar Worte über den Verlust seiner Frau zu verlieren und so ständig mit der Sympathie seiner Leser spielt, deren ganz alltägliche Probleme mit Familie und Beruf er ja ebenso virtuos wie ironisch reflektiert.

Tua res agitur, das ist deshalb die einzige, wenn auch verschwiegene Botschaft der Romane Begleys, die von den Zivilisationsängsten und Lebenslügen der spätbürgerlichen Wohlstandsgesellschaft so eindringlich erzählen, dass man sie vielleicht „einmal so losgelöst von ihrer Entstehungszeit lesen“ kann wie die Berliner Romanzyklen Fontanes oder die „moderne Odyssee des Bürgertums bei Thomas Mann“ (Stölzl).

Schmidt ist wohl die interessanteste, die spannungsvollste und umstrittenste Romanfigur Begleys. Sein Nachleben ist, trotz einiger Blessuren, die er am Ende der Geschichte davonträgt, gesichert. Möglicherweise wird er in einem neuen Roman, der im Herbst dieses Jahres in den USA unter dem Titel *Schmidt Delivered*, im Frühjahr 2001 in deutscher Übersetzung erscheint, eine neue „Seite seines arbeitslosen, vereinsamten Lebens“ entdecken: die Freiheit.

Politik und Literatur

Als Anwalt wie als Schriftsteller ist Louis Begley ein engagierter Mensch, der immer wieder mit politischen oder moralischen Essays in das Zeitgeschehen eingreift.

Das militärische Vorgehen der NATO gegen Milošević fand seine Billigung, weil er keine Alternative sah, den drohenden Genozid im Kosovo aufzuhalten: „Die Tatsache, dass man nicht überall das Richtige tun kann, bedeutet nicht, das Richtige zu unterlassen, wo es durchzusetzen wäre.“ An eine Erbschuld der Deutschen glaubt Begley nicht. Wohl aber appelliert er an eine besondere Verantwortung, „sich zu erinnern, ihre Vergangenheit am Leben zu erhalten, ihre demokratischen Institutionen zu stärken und innerhalb ihres Landes Bewegungen zu vereiteln, die an eine vergangene Bewegung erinnern“.

Wie Ignatz Bubis hält er es, allerdings „im Sinne der moralischen Gesundung der ganzen Menschheit – nicht nur der Deutschen und Juden“ – für notwendig, die „Erinnerung an den Holocaust lebendig und allgegenwärtig zu halten“. Im Spiegel dieser Vergangenheit erscheinen viele politische Ereignisse der Nachkriegsgeschichte, die Begley als diskreter Chronist in seine Romane einfließt, als Menetekel: etwa die amerikanische Invasion Kambodschas, die an „Hitlers Einmarsch in Polen“, oder der Warschauer Kniefall Willy Brandts, der an die „Toten und den Brand des Ghettos 1943“ erinnert.

Zeugnis ohne Bitterkeit

Wie Primo Levi, der seine Zeit in Auschwitz in dem Buch *Ist das ein Mensch* (1958/1961) beschrieb, kommt es auch Begley darauf an, literarisch „Zeugnis abzulegen gegen Unterdrückung und Unmenschlichkeit“, ohne Anklage und ohne Bitterkeit, wie es im Prolog zu *Lügen in Zeiten des Krieges* heißt. Im Zentrum seiner Romane steht die Sorge um die Zukunft der humanistischen Werte, die in den Diktaturen des zwanzigsten Jahr-

„Auf der Suche nach dem guten Leben“

hundreds so erbarmungslos verraten worden sind.

In dem Sammelband *Glück und Gerechtigkeit* (1999) hat Louis Begley über die Suche nach dem guten Leben geschrieben und seine Zweifel an dem Universalanspruch der Menschenrechte geäußert: „Wir mögen vielleicht genug Mut haben, um in einer Welt ohne Regeln menschenwürdig und im eigenen Licht zu leben. Aber was wird, wenn unsere persönlichen Vorstellungen von der rechten Lebensführung nun keinen Widerhall finden, wenn es uns nicht gelingt, sie für andere Menschen verbindlich zu machen? Von welcher Art wird die Gesellschaft sein, in der wir dann leben, und welche Erbschaft werden wir hinterlassen?“

Anwalt und Schriftsteller

Wer sich schließlich über das Doppelleben von Anwalt und Schriftsteller wundert, sollte nicht vergessen, dass es in der Litera-

tur eine ganze Reihe bedeutender Autoren gibt, die studierte Juristen waren oder neben- beziehungsweise hauptberuflich als Anwalt arbeiteten. Man denke an Goethe, aber auch an E. T. A. Hoffmann, Franz Kafka und, in heutiger Zeit, an Bernhard Schlink. „Ohne Juristerei wäre ich nicht Schriftsteller geworden, und ohne die Literatur wäre ich kein guter Rechtsanwalt geworden“, schreibt Begley lakonisch.

Eines haben ja das juristische und das literarische Schriftstück gemeinsam. Immer geht es darum, dass sie genau das zu verstehen geben, was der Verfasser sagen will: „Kein unangebrachtes Wort und vor allem kein Wort zu viel durfte darin stehen.“ Diese Kunst beherrscht Begley stilsicher in jedem Detail. Seine Romane sind von sinnlicher Kraft. Sie üben subtile Zeitkritik. Es sind ironisch geschliffene Parabeln unserer Gesellschaft, die zeigen, wozu der Mensch in Zeiten des Krieges, aber auch in Zeiten von Frieden und Wohlstand fähig ist.

Zerstörung einer guten Grundidee

„Frau Merkel kritisierte, dass der von Rot-Grün angekündigte ökologische Lenkungseffekt nicht festzustellen sei. Wenn man den Energieverbrauch senken wolle, müsste eine richtig umgesetzte Ökosteuer langfristig zu weniger Einnahmen führen. Dies sei aber, überhaupt nicht gewollt“, denn Herr Eichel habe die konstanten Einnahmen schon einkalkuliert. (...) Das, was die Bundesregierung betreibe, diene, eben nicht dem Umweltschutz, sondern dem haushaltspolitischen Löcherstopfen bei einer verfehlten Finanz- und Rentenpolitik. Bundeskanzler Schröder zeige damit, wie, man eine gute Grundidee zerstört.“

(Michael Innacker am 7. Juni 2000 in *Die Welt*)